

Von ganzem Herzen

Alex Sonntag

Die nicht richtig vorhandene Winterkälte griff mit schmieriger Nässe nach den Reifen des deutlich zu schnell fahrenden Wagens auf der gewundenen Haibacher Straße. Es wirkte alles noch nicht so, als sei es Dezember. Es fühlte sich immer noch so unbestimmt an wie ein unfreundlicher Novembertag. Wenig Licht, wabernder Nachmittagsnebel, eine traurige Stimmung und dann, spontan einsetzend, das leise und langsam auftretende, aber tödliche Überfrieren der Straße – das dann doch eher in den Dezember gehörte und sein Fahrzeug nun gefährlich zum Rutschen brachte.

Er war heute sehr früh, aber dennoch zu spät. Irgendwie war er immer zu spät – zumindest was sein persönliches Leben betraf... Vielleicht war er auch einfach nur langsam – zu langsam.

Er hatte eventuell romantische Situationen selbst immer erst als Letzter erkannt, oder selbst die Möglichkeiten auf ein gewinnendes Pferd – im übertragenen Sinn – zu setzen. Von seinem Job einmal abgesehen. Es gab ganz offensichtlich Konstanten. Nicht nur Konstanten des Universums, sondern, weitaus tragischer: *eigene* Konstanten.

Das musste sich ändern. Er wollte neben seinem erarbeiteten Besitz, nicht nur reagieren, seinen Besitz mehren und gleichzeitig auf dem endlichen Strom dahintreiben. Er wollte ein Ziel haben, genießen. Er wollte sein Leben leben. Aktiv leben. Es musste sich etwas ändern. Schnellstmöglich.

Sein Wagen rutschte auf einer glatten Stelle der kurvigen Straße gefährlich zur Seite in Richtung Gegenverkehr. Das Hupen, Schimpfen und exzessive Betätigen der Lichthupe des entgegenkommenden Fahrzeuges riss ihn aus seinen Gedanken. Sein Puls schnellte nach oben, er kurbelte am Lenkrad, nahm den Fuß vom Gas und irgendwie schaffte er es, den Leihwagen um Zentimeter an der Frontalkollision vorbeizuführen und wieder auf seine eigene, ansteigende Fahrspur zurückzudriften.

Der Schrecken hatte ihn so plötzlich und mächtig getroffen, dass er es nicht einmal schaffte zu fluchen.

Aschaffenburg lag jetzt hinter ihm. Er fuhr nun deutlich langsamer die eisig gewundene Straße nach oben. Zwängte sich an den tot wirkenden Laubbäumen am Fahrbahnrand und dem verendet wirkenden Wald weiter nach oben in Richtung Haibach und des Krankenhauses. Er fühlte sich wie im Intro eines alten Filmes, bei dem die Kamera aus einer Hubschrauberperspektive die erwählten Opfer aus dem Hinterhalt verfolgte – was sich nach keinem guten Omen anfühlte, auch wenn Kubrick hier seine Finger nicht mehr im Spiel haben konnte.

Aber fernab all dieser gefühlten Konstanten hatte er einen Weg gefunden, einen zumindest finanziell erfolgreichen Weg.

Es ging nicht darum, gut zu sein, es ging darum, die passende Lösung zu haben. Optimalerweise die *einzig*e Lösung – das war bereits der Garant für einen richtigen Erfolg.

Als jemand, der immer der Chance einer Lösung, der Zuversicht, der Nähe oder einer Familie hinterhergejagt war, kannte er Bedürfnisse nur zu gut, was ihn zu einem beispiellosen Verkäufer und gleichzeitig zu einem wehrlosen Opfer machte.

Er hatte seine Position gesichert, er hatte, was er brauchte, aber er hatte seinen richtigen Platz noch nicht gefunden.

Irgendwo auf dem Weg nach dem Studium waren seine Ideale auf der Strecke geblieben. Seine Unbeschwertheit war verfliegen und damit gleichzeitig der Glaube, etwas wirklich Bedeutendes ändern zu können und – vielleicht schlimmer noch – es zu wollen. Jedenfalls war es lange her, dass er für seine alten Ideale eingetreten war.

Er schlug auf die Hupe, trat leicht auf die Bremse, als ihm aus einer Kurve ein Wagen gefährlich nahekam. Diesmal blieb das wilde Kurbeln am Lenkrad aus.

Die eigene Endlichkeit schien deutlich klarer – nicht nur bei diesen Straßenverhältnissen – sondern ständig, ein unerwünschter Begleiter, der mit der Regelmäßigkeit eines ungeliebten Geburtstages nun sein Leben teilte. Und dieses Bewusstsein kam dann meistens einem Sich-fügen gleich, oder günstigenfalls einem Arrangieren mit

dem Leben und das kam dem akzeptierten Ende der eigenen Person schon verdammt nahe.

Vielleicht, er hoffte inständig, dass es so war, vielleicht war das aber auch alles einfach nur so ein Scheiß-Midlife-Crisis-Ding. Die Hoffnung starb ja immer zuletzt. Langsam und qualvoll.

Er erreichte die Einfahrt des Krankenhauses, verließ die Hauptstraße schlittrnd nach links, folgte der Zufahrt leicht abwärts und reihte sich in die Schlange der Wartenden vor den Schranken der Parkplätze ein. „Am Hasenkopf ... wer vergibt solche Straßennamen“, murmelte er als die Seitenscheibe nach unten schnurrte und er die Hand zum Ticketautomaten ausstreckte.

Der um das Klinikum gelegene Wald wirkte kahl und abweisend, als er seinen Wagen in einer der dafür vorgesehenen Buchten parkte. Er steckte den Parkschein ein und trat in den diesig feuchten Dezembernachmittag.

Er war aufgeregt und nervös. Er *fühlte* sich zu spät. Zu spät – wie seit Jahren.

Als ihm am Empfang mitgeteilt wurde, dass aktuell noch Visite sei und er noch etwas warten sollte, hatte er kurz überlegt, eine Diskussion anzufangen, dann wurde ihm bewusst, dass es nur sein Versuch gewesen wäre, den innerlich gefühlten Druck nach außen zu verlagern, und er unterließ es.

Die Viertelstunde, oder was auch immer, würde er jetzt auch noch überbrücken können.

Er nahm auf einer der Sitzgelegenheiten im vorderen Bereich der Eingangshalle Platz und setzte sich zu zwei offensichtlichen Rettungssanitätern, die gerade frei hatten oder auf etwas warteten.

„War das dein erster Einsatz dieser Art?“, fragte der eine seinen Kollegen, der gerade damit beschäftigt war, wichtige Informationen auf seinem Telefon herumzuwischen.

„Na ja, ich mach das jetzt schon ein gutes halbes Jahr“, sagte der, ohne aufzublicken, und es klang etwas gönnerhaft, „da hab ich schon so ziemlich viel gesehen, selbst hier auf dem Land“, er gluckste.

„Ja, aber wie *war* es?“

„Es war ...“, begann der Eine, dann trillerte sein Telefon mit dem nervigen Zwitschern seines Messengers, „... Das ist ja geil“, sagte er und begann lachend eine Antwort zu wischen.

Achim beobachtete die beiden.

„Naa, das ist ja vielleicht eine fette Aktion“, fügte er wischend zu sich selbst hinzu.

Der Andere blickte ihn fragend an, erhielt aber keine weiteren Informationen.

„Wie *war* es?“, fragte er noch einmal.

Der Eine blickte kurz auf.

„Hmm, bei so einem Einsatz wird dir klar, wie viel widerlichen Bodensatz es gibt ...“, der Messenger zwitscherte wieder, was ihn zu einem weiteren Grinsen brachte, „so ein dämlicher Loser, beschließt ein großes Bar-B-Q zu veranstalten, weil er nicht klarkommt, seine Ische nicht im Griff hat und dreht durch ...“

„Wie jetzt?“

„Tja, er zündet einen Haufen Kerzen und den Weihnachtsbaum an, killt seinen Hund ...“

„Seinen Hund?“

„Ja, wie krank ist das denn?“

„Extrem scheiße krank ist das.“

„Unglaublich.“

„Exakt und dann, dann hängt sich dieser Jammerlappen-Penner auf. Und nicht mal das kann er richtig. So ein Schwachmat – zu blöd zum Leben und zu blöd zum Sterben. Jedenfalls, das ganze Haus fackelt und die Nachbarn haben schnell reagiert ...“

„Und du warst auch gleich am Anfang mit dabei?“

„Sicher, der Scheißer hat mir den ganzen Abend versaut, gibt nicht mal richtige Zulagen für den Einsatz.“

„Hast du wenigstens ein Bild gemacht?“, fragte er und wickelte einen Schokoladenweihnachtsmann aus dem Staniolpapier.

„Wollte ich ja, aber irgendwie hat da immer jemand geschaut ...“

„Manchmal wünschte ich mir“, sagte Achim laut, mit einem Funkeln in den Augen und stand auf, „dass Trittbrettfahrer der Evolution

– so wie ihr – auch in Afghanistan eingesetzt werden könnten – für etwas, was ihr wirklich könnt – so als *soft Targets*, das würde sich anbieten.“

Die beiden blickten ihm wortlos und fragend nach.

„Was für Arschlöcher“, dachte er und blickte auf die Uhr. „Es ist Zeit.“



Gerüche projizierten für ihn immer intensive Erinnerungen. Dieser unangenehme Geruch nach quietschenden Gummireifen auf klinisch abwaschbarem, freudlos totem Linoleum in Verbindung mit einer stickig aufgepeppten Luft veratmeter Krankheiten war aber noch weitaus intensiver. Ein Geruch, der sofort aufkam und bei ihm Emotionen freisetzte, wenn er den weiteren Eingangsbereich einer Klinik verließ.

Es war alles *viel* zu vertraut. Die Gänge in den Krankenhäusern ähnelten sich nicht nur, sie schafften es mitunter sogar, ihre abweisende Ausstrahlung miteinander zu multiplizieren.

Für einen Krankenhausbesuch gab es, seinen Erfahrungen nach, ohnehin nur zwei Möglichkeiten. Entweder das Begrüßen des Lebens oder das Verabschieden von Freunden, Kollegen oder – wenn es zum Standard gehörte – Familienmitgliedern.

Was heute, hier, und jetzt folgen würde, war noch nicht ganz klar, jedenfalls stand keine Geburt auf dem Tagesplan, dessen war sich Achim sicher.

Er fand das Zimmer dank der freundlichen Hilfe schneller, als er es erwartet hatte. Mit dieser Schnelligkeit wurde ihm aber auch gleichzeitig bewusst, dass er sich noch keine Gedanken darüber gemacht hatte, was ihn hier, hinter der Zimmertür erwarten würde.

Er war einfach losgestürmt in der Hoffnung, dass es schon *irgendwie* passen würde, wie es häufig der Fall war, aber eben noch häufiger nicht.

Er öffnete die Tür und ein „Du siehst aber richtig scheiße aus“, konnte er sich gerade noch verkneifen, dafür vergaß er aber auch gleichzeitig, Carina einfach nur zu begrüßen. Dann nahm er die

Schläuche wahr und auch die schwach wirkende, blasse Erscheinung, deren Teint selbst verglichen mit der Krankenhausbettwäsche irgendwie ungesund fahl und von der Vergänglichkeit schmelzender Schneeflocken zu sein schien.

Das hatte er so nicht erwartet und das wollte er so auch nicht sehen.

Nicht hier, nicht jetzt, nicht jemals.

Und augenblicklich fand er sich in der Rolle des hilflosen Klinikbesuchers bei einem nicht freudigen Ereignis wieder und spürte die dumpfe Hilflosigkeit eines Ohnmächtigen.

„Ich sehe offensichtlich so scheiße aus, wie ich mich fühle“, sagte eine schwache Stimme und ein Arm winkte schlaff in seine Richtung.

Er versuchte, seine Gesichtszüge wieder einigermaßen unter eine bewusste Kontrolle zu bringen, und näherte sich dem Bett.

„Nimm Platz!“, sagte sie – und dann, „jedenfalls hat es dich trotzdem veranlasst, fast sofort vorbeizukommen, ich meine, du wohnst ja nicht wirklich um die Ecke.“

„Vielleicht ein bisschen“, gab er zu. „Was ist passiert?“ Achim wirkte irritiert.

Mit einem lauten Knacken öffnete sich die Zimmertür und eine Schwester betrat den Raum.

„Oh, Entschuldigung, ich wusste nicht, dass Sie schon Besuch haben. Brauchen Sie noch etwas?“

Carina grinste gequält. Die Krankenschwester schien sich auf die Zunge zu beißen und verließ schnell und wortlos den Raum.

„Was war das denn, Carina?“

Sie fixierte das bewegungslose Fußende ihres Bettes vor sich. Wortlos. Schweigend.

„Willst du nicht sprechen, oder was? Ich meine, erst informierst du mich und dann...“

„Es geht mir wirklich nicht so gut. Das mit dem Schwächeanfall war bei weitem nicht so das Problem, aber es hat dazu geführt, dass das eigentliche Problem erkannt wurde.“

„Aha, und was bedeutet das jetzt *genau*?“

Ein kühler Dezemberwind blähte die Vorhänge durch die gekippten Fenster und versuchte die Stille zu vertreiben.

„Es ist mein Herz, es ...“

Pause.

„... es scheint andere Pläne als ich zu haben.“

„Herzrhythmusstörungen oder was?“

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Sollst du einen Herzschrittmacher bekommen?“, fragte er ge-
dehnt. „Das ist hier bestimmt nicht unbedingt die richtige Klinik
für ...“

„Nein Achim, es ist zu spät, für *sowas*. ... Ich habe nicht mehr
lange“, ihre Stimme verebbte, während sie auf die sanft tanzenden
Vorhänge blickte.

Er spürte etwas Kaltes in sich, etwas das herauswollte, er aber
gleichzeitig unfähig war, es herauszulassen oder irgendwie damit
umzugehen. Wortlos starrte er vor sich.

Was sollte er sagen, was *konnte* er sagen, was *konnte* er tun?

„Hast du dir schon eine *zweite* Meinung eingeholt, ich meine, das
ist doch keine Fachklinik für *sowas* hier.“

„Auch als Nichtmediziner brauchst du bei einem überfahrenen
Igel *keine* zweite Meinung, oder? Welcher Igeltyp, welche Straße,
welches Fahrzeug?“

Sie lachte bitter.

„Nein, ich habe keine zweite Meinung eingeholt und ich bin mir
auch nicht sicher, ob ich noch genügend Zeit oder Kraft dafür hät-
te ...“, setzte sie dann hinzu.

Seine eigene Stimme schien plötzlich von sehr weit herzukom-
men und nicht zu ihm zu gehören.

„Wie lange hast du noch?“, fragte er.

Sie schluckte mehrmals und sagte dann „Irgendwas zwischen
ein paar Wochen und zwei Monaten, je nachdem wie es sich ent-
wickelt...“, sie hielt kurz inne, „Du musst mir also noch etwas zu

Weihnachten schenken“, aber der träge Humor klang nach einer akzeptierten, unausweichlichen Kapitulation.

„Aber das kann doch ...“, setzte er an und brach ab, als er merkte, dass sie keinen Blickkontakt suchte, sondern weiterhin auf ihre unsichtbaren Zehen unter dem Laken starrte.

Er forschte nach zugänglichen Worten, fand sie nicht und fixierte ebenfalls eine unerreichbare Leere vor sich. Er brauchte etwas Greifbares, etwas, gegen das er kämpfen konnte. Einen *Gegner*.

„Was ist es?“, fragte er schließlich und die drei Silben hingen unnötig lange unbeantwortet in der Luft.

„Tödlich“, sagte sie mit zitternder Stimme, „Ich brauche ein neues Herz ...“, sie schluckte, „*dringend*“.

Alle restlich verbliebene Kraft schien sie mit diesem letzten Wort auszuhauchen und immer noch blickte sie starr nach vorne, nahm nicht zur Kenntnis, dass er hier war, helfen wollte, selbst auch litt und sie starrte nur auf dieses Drecksbettende.

Ihr Leiden zerriss ihn und gleichzeitig war er wütend. Er spürte den wild auflodernden Zorn in sich, der versuchte, Macht über seine Angst zu erlangen. Die Angst vor der Sinnlosigkeit. Der Sinnlosigkeit von allem. Die Angst der Erkenntnis der eigenen Ohnmacht. Aber das oblag nicht seiner Kontrolle.

„Du musst gehen“, brach sie leise das Schweigen, ohne ihre Blickrichtung zu ändern.

Er starrte sie an.

„Warum und wohin?“, fragte er.

Sie lächelte ein schwaches, müdes Lächeln, aber sie wandte den Kopf erstmals direkt in seine Richtung.

„Du bekommst bestimmt ein neues Herz und dann kannst du alles tun, was du möchtest, mit tollen Männern um die Häuser ziehen ...“

Er verabscheute sich für diese hilflosen Worte, doch sie waren schneller als sein Denken gewesen, und jetzt war es zu spät, um sie zurückzuholen oder ungeschehen zu machen.

„Ich brauche ein neues *Herz* und keinen knackigen Arsch und geile Titten“, sagte sie tonlos und mit salzflimmernden Augen, als sie ihn anblickte.

„Wir können da bestimmt was tun, *wir werden da etwas tun*, ich habe doch Verbindungen in alle Welt, nicht nur hier ... Es muss doch einfach ... Ich bin doch in der Branche ...“

Sie griff nach seiner Hand und schüttelte sanft ihren Kopf.

„Es ist zu spät“, sagte sie leise, aber ihre Stimme hatte endlich wieder etwas von der vertrauten, tiefen Zuneigung, die sie seit so vielen Jahren verband.

Er blickte auf den entkräfteten, aber in gewisser Weise so vertrauten Körper seiner guten Freundin, die niemals mehr als nur eine Freundin – zumindest körperlich gesehen – gewesen war. Aber eigentlich auch viel mehr als das. Eine Vertraute, ein Spiegel seiner selbst, eine Form von Gewissen – wenn es so etwas Abstraktes wie ein Gewissen wirklich geben sollte.

Und jetzt das.

Ursprünglich war es beiden als völlig absurd erschienen, eine so intensive freundschaftliche Beziehung ohne Sex zu haben. Überhaupt eine Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau, also eine richtige Freundschaft – etwas was sonst nur mit den Jungs oder den Mädels passierte – ohne Körperliches, meistens.

Es war nie „*Friendship with benefits*“ gewesen. Natürlich hatte es unzählige Situationen und Möglichkeiten gegeben, aber es war einfach niemals passiert, oder vielleicht hatten sie es auch nicht gewünscht, oder zumindest nicht intensiv genug. Aber selbst wenn das alles jetzt so verdammt widerlich nach indoktrinierter Moral klang, war das vielleicht doch mindestens genauso intensiv wie eine richtige Beziehung, anders, aber nicht minder bedeutend.

Er spürte ihre fragenden Blicke und mit Erschrecken wurde ihm sein unverhältnismäßiges Verhalten der letzten Minuten bewusst, sein Umgehen mit einem geliebten Menschen.

„Sorry ...“, murmelte er unhörbar.

Er ergriff ihre kühle Hand, blickte in die traurig vertrauten Augen und tat etwas, was er bisher niemals getan oder gewagt hätte. Er legte seine freie linke Hand an ihre Schläfe und küsste ihre Stirn.

Instinktiv schloss sich ihre Hand fest um die Seine, drückte sie fest und Carina atmete tief durch.

Es war ihm eine Qual, sie leiden zu sehen und sich vorstellen zu müssen, welche exquisiten Qualen und Schmerzen noch folgen würden.

Er löste seine Lippen von ihrer kalten Stirn und fühlte sich taub, erschöpft und verzweifelt – am ungeplanten Ende eines Weges, vor einem aussichtslosen Kampf.

„Du bist so wunderschön“, sagte er.

„Und du bist *so* ein Arschloch“, sagte sie sanft und wirkte dabei fast belustigt auf ihn.

„Ich weiß“, sagte er leise. „Möchtest du *mein Herz*?“, fragte er? Ihre Augen liefen über.

„Bitte geh jetzt, Achim“, sagte sie liebevoll.

„Wir kennen uns seit tausenden von Jahren und ursprünglich dachten wir beide, dass, dass...“, er hielt inne, „wir haben doch immer geglaubt, dass...“, er schluckte.

„Die Tragik ist immer das Timing“, ihre Stimme war immer noch sehr liebevoll aber von einer belegten fast präzisen Traurigkeit.

„Bestimmte Dinge...“

„Es ist doch gar nicht entscheidend. Es ist *nicht mehr* entscheidend.“

Es war nicht mehr als ein verwehender Hauch vor den leicht geblähten Gardinen.

Achim spürte einen ungreifbaren Schmerz, der seinen vorhin noch aufgewallten Zorn überrollte und feuchte Trauer nach oben spülte. All die ungesagten, ungetanen Dinge, die Gedanken, die nun immer nur Gedanken bleiben würden, und das, obwohl ihm durch seine Arbeit der fast unbegrenzte Zugriff auf Prothesen, Implantate und biomechanische Hilfsmittel zur Verfügung stand, und hier ging es doch *nur* um, um...

Er spürte den zunehmenden Druck seiner Augen, seine wachsende Beklemmung, aber er wollte sie es nicht sehen lassen. Er stand auf, schniefte, wischte sich mit der linken Hand über die Nase und schloss das Fenster, sah Aschaffenburg im kalten Nebel verschwimmen und mit einem Mal hingen die Vorhänge fahl und leblos herab.

„Es ist, ich meine, ich, es geht doch nur um...“

Er stand jetzt neben ihr, nahm ihre Hand und mit einem Mal war es ihm völlig gleichgültig, was sie alles an Regungen in seinen schlierig werdenden Augen ablesen konnte.

„... um ein Pfund Fleisch“, sagte sie lakonisch.

„Lass Shakespeare da raus...“, sagte Achim, „... es tut mir alles so unsäglich leid.“

„Mir tut es auch sehr leid, aber hey“, sie schluckte schwer, blinzelte eine Träne aus dem Auge, „so ist das *Leben*“, sagte sie dann mit zitternder Stimme.

„Alles nicht schön...“, er atmete tief durch und versuchte seine schmerzhaft Leere auszuatmen zu all dem anderen inhalierbaren Leid der Klinik.

„Ich wollte mich nur von dir verabschieden“, sagte sie, zog ihn zu sich herunter, küsste ihn sanft und strich ihm durch die Haare.

„Danke, Achim“, flüsterte sie.



Von der Heimfahrt konnte er sich nicht mehr viel in Erinnerung rufen. Weder von der schlittrigen Fahrt hinunter zurück an den Bahnhof Aschaffenburg noch von dem folgenden, bewährten Service der Bahn, nicht einen einzigen, angekündigten Zeitplan einzuhalten. Er wusste nicht einmal mehr, ob in der 30er Zone bei den Villen am Godelsberg geblitzt worden war, oder ob er den Sixtwagen richtig abgestellt hatte, einiges hatte sich dort verändert, aber leider nicht nur dort. *Panta rhei*. Es gab kein Verharren und kein Innehalten, kein Festhalten an schönen Dingen. Ein Sommer dauerte eben nicht ewig.

Er hatte dumpf vor sich hingebütet, doch in dieser Dumpfheit lag auch eine fast angenehme Schmerzfreiheit. Der Schmerz würde früh genug über ihn hereinbrechen.

Er war gegenwärtig noch in der Situation des glücklich fassungslosen Unglaubens gefangen.

Als er die letzten Meter zu seinem Haus zurücklegte, war es bereits richtig dunkel und es begann unmerklich zu schneien. Licht strahlte durch die teilweise erleuchteten Fenster nach draußen, und

als er die Tür aufschloss, flutete ihm der Duft würzigen Essens entgegen.

Im Radio spielte irgendein unbedeutender Lokalsender die obligatorischen, vorweihnachtlichen Grausamkeiten. Er betrat die Küche.

„Hallo“, sagte er, das Radio übertönend, zu dem ihm zugewandten Rücken ...

Er erntete ein strahlendes, begrüßendes Lächeln, aber er hörte nicht wirklich hin, die Zeit ließ sich nicht aufhalten. Niemals.

„Es ist verdammt plötzlich ... und für dich vielleicht noch überraschender, aber es war für uns beide doch alles so sehr anstrengend und belastend in den letzten Wochen und Monaten.“ Er ergriff ihre Hand.

Sie strahlte ihn an und er nahm den bisher nur erahnten, aber jetzt regelrecht gefühlten „*Endlich nimmst du mich richtig wahr*“-Blick in sich auf.

Er war möglicherweise langsam, aber er war zuverlässig. Er stand für seine Freundschaften ein. Immer.

Vielleicht ein bisschen ungehobelt, vielleicht ein bisschen zu entgegenkommend anderen Frauen gegenüber. Aber er war ein guter, verlässlicher Freund, ein Fels in der Brandung, der niemals ...

„Hast du möglicherweise spontan Lust auf ein paar Tage Urlaub, mal ein bisschen verreisen? Irgendwohin, wo es schön und warm ist? *Mein Herz?*“

Sie nickte strahlend, denn offensichtlich hatte er endlich begriffen, was sie ihm alles geben konnte.

Achim lächelte zurück und ein böses Glänzen blitzte in seinen Augen.